

journalizzm: Professor Schiewe, woraus besteht eigentlich eine geschlechtergerechte Sprache?

Schiewe: Gehen wir von der Dualität der Geschlechter aus, dann berücksichtigt ein geschlechtergerechter Sprachgebrauch beide Geschlechter in gleichem Maße, benennt also explizit Frauen und Männer in gleichem Maße dort, wo sie auch gemeint sind, macht sie sprachlich „sichtbar“. Für die deutsche Sprache bedeutet das vor allem, dass nach Möglichkeit keine Bezeichnungen verwendet werden, mit denen ausschließlich auf das männliche Geschlecht verwiesen wird. Das betrifft insbesondere die sogenannten „generischen“ Personenbezeichnungen wie in *Professoren sind auch Menschen*. Hier wird die männliche Form, das Maskulinum, angeblich geschlechtsübergreifend gemeint, Untersuchungen zeigen jedoch, dass wir aber zumeist doch männliche Personen assoziieren. Wenn wir generalisieren und beide Geschlechter meinen, dann sollten wir auch beide Geschlechter nennen oder aber tatsächlich neutrale oder das Geschlecht neutralisierende Formen verwenden.

journalizzm: Welche Hoffnungen und Ziele verbinden sich mit geschlechtergerechter Sprache?

Schiewe: Ich weiß gar nicht, ob das Bewusstsein von einer geschlechtergerechten Sprache heute überhaupt noch ausgeprägt ist, ob das Thema im Großen noch interessiert. Die Hochzeit der Reflexion war in den 1970er und 1980er Jahren, also vor 30, 40 Jahren. Und es war, für Deutschland gesagt, nur ein Thema in der alten Bundesrepublik, nicht in der DDR. Die feministische Sprachkritik von damals sah Frauen in der Sprache unterrepräsentiert – genauso wie in der Gesellschaft, im öffentlichen, beruflichen Leben. Die Rolle der Frau in der Gesellschaft sollte verändert werden, und ein erster Schritt dazu war eine Veränderung der Sprache, besser: des Sprachgebrauchs. Das Modell, das dieser Forderung zugrunde lag, ist recht einfach: Sprache ist ein Ausdruck unseres Denkens, unserer Vorstellungen über die Wirklichkeit, auch und gerade über die soziale Wirklichkeit. Setzt man nun beim Sprachgebrauch an und verändert ihn, macht Frauen sprachlich „sichtbar“, dann bewirkt das zunächst eine Veränderung des Denkens und letztlich auch eine Veränderung der sozialen Wirklichkeit. Ein geschlechtergerechter Sprachgebrauch ist der erste Schritt zu einer sozial gerechteren Gesellschaft.

journalizzm: Wie maßgeblich kann die Sprache da gewesen sein?

Schiewe: Ich bin der Meinung, dass der Zusammenhang zwischen Sprache, Denken und sozialer Wirklichkeit tatsächlich zum Tragen gekommen ist. Frauen werden heute ganz anders wahrgenommen, sie besitzen ganz andere Rechte als noch in den 1970er Jahren, besetzen heute viel selbstverständlicher auch Positionen und nehmen Funktionen ein, die sich viele Männer – und vielleicht auch Frauen – vor 40 Jahren für Frauen noch gar nicht vorstellen konnten. Es ist heute selbstverständlicher geworden, dass Frauen Beruf und Familie miteinander verbinden. Wir haben eine Bundeskanzlerin, Frauen in Führungspositionen, Professorinnen. Auch wenn letztere noch in der Unterzahl sind, hat sich das Verhältnis sich in den letzten 40 Jahren doch verändert. Die Rolle der Frau in der Gesellschaft überhaupt hat sich verändert, sowohl was das Denken als auch die soziale Wirklichkeit betrifft. Die Sprache, die Bewusstmachung der Möglichkeit eines geschlechtergerechten Sprachgebrauchs, war daran beteiligt – sicherlich nur als ein Faktor unter mehreren, aber sicherlich auch als kein nur zufälliger und unwesentlicher.

journalizzm: Wie reagieren Ihre Kolleginnen und Kollegen auf dieses Thema?

Schiewe: Ich habe in der Zeit studiert, als die feministische Sprachkritik und die Forderung nach einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch aufkamen. Das war Ende der 1970er Jahre. Damals wurden wir als Studierende überall mit dem Thema konfrontiert: Es war ein Thema an der gesamten Universität, nicht nur in der Linguistik. Später dann, als ich selbst zu lehren begann, setzten sich fast alle der damals noch wenigen Kolleginnen und wenige der vielen Kollegen aktiv für das Thema ein, viele Kolleginnen forschten auch dazu. Heute ist das anders: Viele der Kollegen und auch nicht wenige der Kolleginnen reagieren desinteressiert, genervt, halten die Beschäftigung mit einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch für überflüssig, wollen den damit verbundenen Sprachaufwand nicht betreiben, angeblich weil er sprachlich unschön und vor allem unökonomisch ist.

journalizzm: Welchen Eindruck gewinnen Sie von Studierenden, wenn Sie das Thema behandeln?

Schiewe: Meines Erachtens nach gibt es einen deutlichen Unterschied zwischen den Studierenden heute und den damaligen. Wir hielten damals das Thema für richtig und wichtig, sprachen es überall an, verfassten Resolutionen, gingen in Scharen zu entsprechenden Vorträgen. Insbesondere die Studentinnen, aber auch ganz viele Studenten, haben für einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch gestritten. Das ist heutzutage nicht mehr der Fall. Auch vielen Studentinnen ist das Thema egal, selbst wenn sie an einem Seminar über „Feministische Sprachkritik“ teilnehmen. Wenn ich diese Studentinnen frage, was sie später werden möchten, dann ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, dass ich als spontane Antwort „Lehrer“ bekomme, nicht „Lehrerin“.

Zwei Erklärungen dafür möchte ich nennen, auch wenn es sicherlich mehr gibt. Erstens ist geschlechtergerechtes Sprechen und Schreiben aufwändiger – es muss mehr gesprochen und geschrieben werden. Das kann man „unökonomisch“ nennen. Zudem kann man auch nicht immer alles tatsächlich geschlechtergerecht ausdrücken, auch wenn man es möchte. Eine zweite Erklärung wäre, dass sich – allgemein gesagt – das Bewusstsein schon dahingehend verändert hat, dass Frauen nicht mehr explizit genannt werden müssen. Möglicherweise hat sich Denken schon so geändert, dass wir heute mit dem generischen Maskulinum tatsächlich Männer und Frauen gleichermaßen meinen, wie es vor 40 Jahren noch nicht der Fall war.

Möglich wäre auch noch eine dritte Erklärung, etwas, das Studentinnen und Kolleginnen nennen, die es ablehnen, explizit weibliche Bezeichnungen für sich selbst zu benutzen. Deren Argumentation lautet, dass sie nicht aufgrund ihres Geschlechts oder der entsprechenden sprachlichen Kennzeichnung wahrgenommen werden möchten, sondern aufgrund ihrer Fähigkeiten und Leistungen. Ihnen geht also nicht darum, „Lehrerin“ oder „Professorin“ zu werden, also eine explizit weiblich markierte Funktion einzunehmen. Sie wollen „Lehrer“ oder „Professor“ werden, eben nicht weil sie Frauen sind, was in der weiblichen Form zum Ausdruck käme, sondern weil sie fachlich entsprechend qualifiziert sind. Und letzteres, glauben sie, zeigen sie besser durch die männliche oder generische Form an. Wenn dem so ist – gut. Aber diese Haltung konnte sich erst herausbilden, nachdem das Bewusstsein dafür geschaffen wurde, dass selbstverständlich auch Frauen „Lehrerin“ und „Professorin“ werden können. Und diese Bewusstseinsbildung erfolgte nicht unmaßgeblich über die Bewusstmachung sprachlicher Ungleichheiten, über die feministische Sprachkritik. Wenn Frauen heute so denken, dann ist das eine Wirkung des geschlechtergerechten Sprachgebrauchs, sie haben also von ihm profitiert.

journalizzm: Gibt es Beweise dafür, dass die Lage für Frauen sich durch diese Form der Sprache verbessert hat?

Schiewe: Ein direkter Zusammenhang ist nicht nachgewiesen worden, man kann ihn vermutlich auch nicht nachweisen. Der geschlechtergerechte Sprachgebrauch ist gewiss nur ein Faktor unter anderen, der die heutigen gesellschaftlichen Veränderungen hervorgebracht hat. Diesen Faktor kann man nicht isolieren, so dass eine direkte Kausalität festgestellt werden könnte. Aber es gibt viele Anzeichen, Indizien, die darauf hinweisen, dass wir hinsichtlich der Rolle der Frau in der Gesellschaft nicht da wären, wo wir heute sind, wenn es die Bewusstmachung der Möglichkeit und Notwendigkeit der sprachlichen Sichtbarmachung der Frau in der Sprache nicht gegeben hätte.

journalizzm: Auf welchem Weg befindet sich die Etablierung der geschlechtergerechten Sprache?

Schiewe: Man muss unterscheiden zwischen den verschiedenen Anwendungsbereichen der Sprache: Im universitären Bereich herrschte einmal das größte Bewusstsein für dieses Thema, auch ein hohes Maß an Umsetzung. Die Studien- und Prüfungsordnungen wurden auf geschlechterneutrale oder geschlechtergerechte Benennungen geprüft und umgeschrieben. Die Aufmerksamkeit war sehr groß. Manche Universitäten haben sich diese Aufmerksamkeit bewahrt und bekennen sich explizit zu einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch. Die Universität Greifswald tut das nicht, hier geben nicht wenige institutionelle Texte ein – das hat gerade eine studentische Arbeitsgruppe herausgefunden – sehr uneinheitliches Bild ab: Mal „Studierende“, dann wieder nur „Studenten“, mal nur „Professoren“, dann wieder „Professor/innen“. „Gleichstellung“ wird heute in der Universität zwar groß geschrieben – nicht zuletzt, weil von wichtigen Institutionen, potentiellen Geldgebern, dieses Thema stark befördert und gefordert wird. Dass Gleichstellung aber zunächst einmal im Kopf und damit auch in der Sprache beginnen muss, diese Erkenntnis hat sich noch nicht durchgesetzt oder wird wieder – wie vor den 1970er Jahren – ignoriert.

journalizzm: Wo würden Sie noch gern geschlechtergerechte Sprache sehen?

Schiewe: Zunächst gewiss in allen öffentlichen Kommunikationsbereichen. Im Rahmen einer breiteren Öffentlichkeit könnten Journalisten und Journalistinnen sicherlich mehr dafür tun. Wir wissen, dass der Sprachgebrauch in der Zeitung und auch im Fernsehen, jedenfalls in den Nachrichten, von vielen Menschen als vorbildlich angesehen wird – für das Schreiben und das Sprechen. Wenn hier ein geschlechtergerechter Sprachgebrauch mehr Anwendung findet, könnte das Thema stärker ins Bewusstsein treten. Vor allem auch in der Schule sollte das Thema als eine Form praktischer Sprachkritik behandelt werden, insbesondere im Sprachunterricht der höheren Klassenstufen, in denen es um die Herausbildung eines begründeten Reflexionsvermögens über Sprache geht.

Aber ich möchte betonen, dass niemals und nirgends ein Sprachgebrauch, auch nicht der geschlechtergerechte, „verordnet“ werden sollte oder der Anspruch erhoben werden sollte, ihn verordnen zu wollen. Man muss selbst entscheiden, kann ihn nur für sich selbst ausüben oder aber für eine Institution als Form eines besonderen Selbstverständnisses beschließen und verwirklichen. Aber man kann, wenn man will und die Möglichkeit dazu hat, als eine Art Vorbild wirken. Und dort, wo wir einen Bildungsauftrag haben, müssen wir dieses Thema bewusst machen, indem wir existierende Sprachgebräuche untersuchen, vergegenwärtigen, und dann die bestehenden, aber nicht genutzten sprachlichen Möglichkeiten aufzeigen. Dann, nur dann, ist eine bewusste Entscheidung möglich. Und die Grundlage dafür zu schaffen, Entscheidungen – auch und gerade Entscheidungen über den eigenen Sprachgebrauch – bewusst treffen zu können, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Schule und damit auch der Universität in der Ausbildung von künftigen Lehrerinnen und Lehrern.

journalizm: Das Wort "Studierende" sei grammatisch falsch, wird oft als Gegenargument genannt. Was würden Sie dem entgegen?

Schiewe: Ich würde entgegen, dass dem eine ziemlich einseitige Sichtweise von Sprache zugrunde liegt. Sie geht davon aus, dass es *eine* richtige Bedeutung eines Wortes gibt und dass diese Bedeutung der ursprünglichen – geschichtlichen oder grammatischen – Bedeutung des Wortes entsprechen muss. „Studierend“ ist ein Partizip und bezeichnet eine Tätigkeit, die ausgeübt wird. Diese Tätigkeit wird nun in „Studierende“ substantiviert und personalisiert. „Studierende“ aber studieren nicht ständig, sie trinken auch manchmal Apfelsaft oder Bier oder sie fahren Fahrrad. In solchen Momenten sind sie „Apfelsafttrinkende“, „Biertrinkende“, „Schwimmende“.

Doch zwischen „Apfelsafttrinkende“ und „Studierende“ gibt es einen Unterschied: Mit „Studierende“ wird nicht eine momentan ausgeübte Tätigkeit bezeichnet, sondern eine hauptsächliche, die Personengruppe charakterisierende Rolle oder Funktion. Einen Bedeutungswandel von Wörtern gibt es ständig und in den meisten Fällen akzeptieren wir ihn auch. Warum also nicht auch bei „Studierende“?

journalizm: Kann man das Indefinitpronomen "man" geschlechtsneutral ersetzen?

Schiewe: Nein, und man muss es meines Erachtens auch gar nicht ersetzen. Wer mit „man“ ausschließlich Männliches assoziiert oder meint, mit „man“ würde „Mann“ nur auf Männer referieren, tut das ausgesprochen gesucht. Gewiss, großes Aufsehen erregte seinerzeit Verena Stefan mit ihrem Roman "Häutungen", in dem sie „man“ durch „frau“ ersetzt hat. So etwas kann dann schon einmal eine Wirkung entfalten, Bewusstsein schaffen. Aber tatsächlich zu fordern, „man“ durch „frau“ oder „mensch“ zu ersetzen, geht mir zu weit. Viel problematischer ist das schon „jemand“, auf das ich stets mit einer maskulinen Form referieren muss, ich muss also sagen: „jemand, der“, kann nicht sagen „jemand, die“ – das wäre ungrammatisch.

journalizzm: Wie äußern sich gesellschaftliche Verhältnisse in der Sprache?

Schiewe: Bleiben wir bei den Beispielen der Berufsbezeichnungen. Wir haben in der deutschen Sprache nahezu durchgängig nur männliche Berufsbezeichnungen als Grundform. Wenn wir Frauen bezeichnen wollen, fügen wir das Suffix „in“ hinzu. In der Sprachwissenschaft sprechen wir in erstem Falle von der „unmarkierten“ Form, die zumeist auch kürzer ist (wie auch der Singular gegenüber dem Plural). Die weibliche Form hingegen ist die „markierte“. Hier zeigt sich, nach Ansicht der feministischen Sprachkritik, der ich zustimmen würde, schon ein erster Aspekt: Das Männliche ist der Standard, die Normalform, das Weibliche wird davon abgeleitet, ist eine Art Abweichung. Schaut man auf die Geschichte der gesellschaftlichen Verhältnisse, dann stimmt das in vielen Fällen auch: Zuerst gab es nur Professoren und Studenten, erst spät kamen auch Studentinnen und Professorinnen hinzu.

Zudem waren die abgeleiteten Personenbezeichnungen mit „in“ früher nicht weibliche Berufsbezeichnungen, sondern bedeuteten „Frau von“. Die Professorin war also die Frau des Professors – das ist in manchen Regionen Deutschlands immer noch so.

Aufschlussreich ist auch, wie wir bei genuin weiblichen Berufsbezeichnungen verfahren, also dort, wo die weibliche Form die eigentlich unmarkierte wie bei „Hebamme“ ist, oder auch bei „Krankenschwester“. Hier wird nicht eine männliche Form aus der weiblichen abgeleitet, was sprachlich ja prinzipiell möglich wäre. Stattdessen wird ein neues Wort gebildet. Man könnte sagen, der Mann beharrt auf seinem angestammten Recht einer Eigenbezeichnung.

Historisch gesehen ist auch „Hexe“ ein gutes Beispiel für den sprachlichen Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse. Das Wort ist unmarkiert weiblich, markiert männlich heißt es „Hexer“, womit auch eine Bedeutungsveränderung einhergeht. Die früheren Verhältnisse, die Stigmatisierung von Frauen, werden sprachlich deutlich abgebildet.

journalizzm: Warum ist es manchen Leuten ein Dorn im Auge geschlechtergerecht zu sprechen? Was würden Sie diesen sagen?

Schiewe: Denken Sie an die oben genannten Gründe. Geschlechtergerechter Sprachgebrauch wird als unökonomisch, unrichtig empfunden oder mit radikaler Emanzipation verbunden. Sprachliche Veränderungen sind, wenn man sie bemerkt, immer unbequem, denn da muss man ja etwas tun. Viele Menschen haben gegenüber der Sprache eine sehr konservative, konservierende Einstellung.

Manche Menschen wenden sich aber auch gegen einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch, weil sie der Auffassung sind, dass wir den gesellschaftlichen Wandel, der damit ja angestoßen werden soll, schon durchgemacht haben. Wenn Frauen so denken, die es ja in erster Linie betrifft, gut, dann muss und will ich das für den Einzelfall akzeptieren, obwohl ich insgesamt gesehen da schon meine Bedenken habe. Männer dagegen müssen meines Erachtens schon sehr viel genauer begründen, warum ihnen der geschlechtergerechte Sprachgebrauch ein Dorn im Auge ist – vor allem aber sollten sie sich selbst zuerst eine ehrliche Antwort auf diese Frage geben.

journalizm: Welche Form von geschlechtergerechter Bezeichnung benutzen Sie am liebsten?

Schiewe: Ich benutze in institutionellen Zusammenhängen schriftlich zumeist das Binnen-I, obwohl es verpönt ist. In einer jüngst erschienenen Aufsatzsammlung, die ich zusammen mit einer Salzburger Kollegin herausgegeben habe, steht das Binnen-I neben der Schrägstrich-Variante (also z.B. „Wissenschaftler/innen“). Wir haben sehr auf die Beidnennung geachtet, die Kollegin sowieso, mir fiel es nicht schwer. Im Übrigen macht es mir auch gar nichts aus, dass die Binnen-I-Variante von der offiziellen Rechtschreibregelung nicht abgedeckt ist. Die Rechtschreibregeln sind schließlich nichts Naturgegebenen, sondern werden von Menschen gemacht – teilweise von der Sprachgemeinschaft, teilweise auch von den Experten im Rat für deutsche Rechtschreibung. Im mündlichen Gebrauch, institutionell wie privat, versuche ich, wo möglich, das substantivierte Partizip zu verwenden, oder verschiedene Formen von Beidnennung, auch wenn das unökonomisch erscheinen mag. Aber ich weiß auch, dass ich dieses Vorhaben nicht immer und überall umsetze.

journalizm: Verschleiert eine geschlechtergerechte Sprache nicht die wirklich wichtigen gesellschaftlichen Umstände?

Schiewe: Nein, definitiv nicht. Beim bewussten Sprechen ist das Gegenteil der Fall. Wenn Frauen auch in der Sprache sichtbar gemacht, wenn sie genannt werden, dann werden sie auf einer ersten Stufe auch besser wahrgenommen. Sollte die gesellschaftliche Wirklichkeit eine andere sein als sie in der Sprache zum Ausdruck gebracht wird, dann wird sich das irgendwann einmal zeigen. Sprache kann schon die gesellschaftlichen Verhältnisse verschleiern, aber nicht auf Dauer. Mich jedenfalls lehrt das die Geschichte, auch die Sprachgeschichte. Und wenn Sprachkritik verschleiert, was ja auch möglich wäre, existiert immer die Möglichkeit der Kritik der Sprachkritik und der Kritik der Kritik der Sprachkritik usw. Da gibt es, solange es Menschen geben wird, weder in den gesellschaftlichen Verhältnissen noch in der Sprache ein Ende, ein Ziel, einen Stillstand.

Herr Professor Schiewe, ich danke Ihnen recht herzlich für das Gespräch!